

Siedlungen in Gefahr

Geschichtsverein lädt zur Diskussion
über die Zukunft der Nachkriegsbauten

VON STEPHANIE PEINE

Bergisch Gladbach. Was wird aus Bergisch Gladbachs Nachkriegs-siedlungen? Mit dieser Frage beschäftigt sich die Veranstaltung „Zwischen Verdichtung und Neubau“, zu der der Bergische Geschichtsverein am kommenden Samstag, 4. Mai, 11 Uhr, in das Kunstmuseum Villa Zanders, am Konrad-Adenauer-Platz, einlädt.

„Die für die Stadt so prägen- den Wohnsiedlungen der Nach-

kriegszeit mit ihrem typischen Wechsel von öffentlichen Grün- flächen und privaten Bereichen und ihrer betonten architektoni- schen Schlichtheit, sind zuneh- mend von Abriss und Moderni- sierung betroffen“, begründete Professor Michael Werling, Vor- sitzender des Bergischen Ge- schichtsvereins, Abteilung Rhein-Berg, warum sich die diesjährige Veranstaltung der Informations- und Diskussions- reihe „Denkmalschutz in unse- rer Stadt“, dem Siedlungsbau



Die Siedlung Kippekausen, nahe der Zeltkirche (grünes Dach), ist ein typisches Beispiel für den Wohnungsbau nach dem Krieg. Foto: Wagner

widmet. Wie kann es gelingen, die für das Stadtbild prägende Gestalt der Siedlungen zu be- wahren? Sollten historisch be- deutsame Anlagen wie die Mus- tersiedlung Kippekausen als

Denkmalbereiche ausgewiesen werden? Und gibt es Möglichkei- ten, gewachsene Nachbarschaf- ten wie die Selbsthilfe- und Ost- flüchtlingssiedlungen als funk- tionierende soziale Gebilde vor

dem Ausverkauf zu retten? Diese und andere Frage sollen disku- tiert werden.

Einführend wird der Archi- tecturhistoriker Dr. Alexander Kierdorf über die Geschichte des

Siedlungsbaus referieren und der Architekt Michael Unrath so- wohl architektonische als auch städtebauliche Aspekte der Be- standspflege und -entwicklung erläutern.

Keine Hand blieb ohne Schwielen

Zeitzeugen erinnern daran, wie 51 Familien in Eigenleistung eine Wohnsiedlung in Refrath bauten.

VON UTA BÖKER

Bergisch Gladbach. „Hier sah es aus wie am Ende der Welt“, erinnert sich Karl Bügers. Ödes Buschland auf sandigem Grund, überall wucherten Robinien und Ginster dazwischen die Stümpfe von gerodeten Akazien- und Kiefern. Bis Familien selbst zu Spaten und Hacke griffen. Das war vor 70 Jahren, in Zeiten großer Wohnungsnot. Vier Jahre später standen 51 Häuser. Die Siedlung Schmillenberg in Refrath war komplett – errichtet mit den eigenen Händen. Heute erscheint die Siedlung wie ein modernes Bullerbü.

„Hier kennt man sich noch“, berichtet Karl Bügers von der immer noch großen Verbundenheit in der Siedlung, gelegen gegenüber dem Friedhof. Mit seinen 89 Jahren ist er noch einer der Männer der ersten Stunde. Als Jugendlicher hat er mit angepackt. Neuer Wohnraum musste her für Flüchtlinge, Ausgebombte, Kriegsversehrte und kinderreiche Familien – schnell und bezahlbar. Am 14. April 1949 begann die Gemeinschaft mit den Rodungsarbeiten: 51 Familien, ausgewählt von einem eigens eingesetzten Siedlungsausschuss. Die meisten Männer waren Handwerker: Maurer, Schreiner, Elektriker, Dachdecker, Sattler oder Schreiner wie der Vater von Karl Bügers. Jede freie Minute verbrachten die Siedler auf dem Schmillenberg. Der „Maschinenpark“ bestand



Der erste Spatenstich für den zweiten Bauabschnitt wurde von Stadtdirektor Wilhelm Wagener ausgeführt, etwa 1950.





aus Schaufeln, Spitzhacke und Schubkarren. Sogar die Baugruben schachteten die Männer per Hand aus – eine Leistung, die im Zeitalter von Planieraupen und Baggern unvorstellbar erscheint. „Keine Hand blieb ohne Schwielen“, sagt Karl Bügers. Aber die Arbeit, bei der jeder auf den anderen angewiesen gewesen sei, habe alle vereint.

Sein Vater Josef Bügers übernahm im April 1949 bei der Gründung der Siedlergemeinschaft für 24 Jahre die Rolle des Vorsitzenden. Die Aufgabe beinhaltete auch, die Eigenleistung, die jedes Mitglied erbringen musste, zu überwachen. Für jeden waren 1950 Arbeitsstunden ausgerechnet. Insgesamt bestand die Eigenleistung aus rund 100 000 Arbeitsstunden. „Das Stundenbuch existiert noch“, sagt Hans Peter Müller, Heimatforscher und langjähriger Vorsitzender der Gemeinschaft. Die Grundstücke wurden den Siedlern per Los geteilt.

Gearbeitet wurde vor dem normalen Job und danach. Ein Pensum, dem einige nicht standhalten konnten. Von den 51 Siedlern mussten 19 im Laufe der Bauzeit aufgeben. Zerbrochen der Traum vom eigenen Haus. Neue Familien rückten nach, mussten aber die Eigenleistung der ausgeschiedenen Siedler mit einer Mark pro Stunde bezahlen. Die Finanzierung



Einweihung der Wohnsiedlung durch den damaligen Bundeswohnungsminister Paul Lücke (l.).
Fotos: Stadtarchiv, Luhr

der Häuser sicherte das Land NRW mit einem zinslosen Darlehen. Der Quadratmeter Boden kostete damals gerade einmal eine Mark. „Heute kostet der Quadratmeter Bauland 400 Euro, das muss man sich mal vor Augen führen“, sagt Müller. Das gesamte Haus gab es damals für 22 000 Mark. Von außen sahen alle Gebäude gleich aus: 37 Einzel- und sieben Doppelhäuser auf bis zu 800 Quadratmeter großen Grundstücken. Im Erdgeschoss gab es 45 Quadratmeter Wohn-

fläche, im Dachgeschoss 33 Quadratmeter. Dort mussten Einlieger-Wohnungen eingerichtet werden, um Menschen aufzunehmen, die ausgebombt oder heimatvertrieben waren. „Bei uns wohnte ein Ehepaar mit der Mutter“, erzählt Müller. Er war 13 Jahre alt, als seine Familie 1953 in eines der letzten Häuser einzog, die fertig wurden. Richtige Badezimmer gab es nicht, erinnert er sich, dafür aber Ställe, um Tiere zu halten. Heute haben Gauben und Anbauten das



Einige Bewohner, sitzend (v.l.) Franz Busch, Haidi und Karl Bügers. stehend Marga und Hans-Peter Müller (v.r.), Sascha Spinath (3.v.l.).

Erscheinungsbild des Viertels verändert. Neubauten auf Grundstücken, die geteilt wurden, kamen hinzu. Aus Nutzgärten sind längst Ziergärten geworden. Einige Kinder der Erbauer sind inzwischen zurückgezogen, so wie Sascha Spinath (41), derzeitiger Vorsitzender der Siedlergemeinschaft. Dem 41-Jährigen ist es ein Anliegen, die Idee der Gemeinschaft aufrechtzuerhalten. Er selbst habe sie in seiner Kindheit als Glück empfunden. In den Vereinsvor-

stand würde er sich aber mehr jüngere Leute wünschen, die sich engagieren: „Sonst stirbt so etwas aus.“ 1951 bezog Familie Busch ein Haus auf dem Schmillerberg. Einer der fünf Söhne war Franz Busch. Der 17-Jährige machte eine Lehre als Sattler. Ein Jahr nach dem Einzug starb der Vater. „Das war eine wirklich harte Zeit“, berichtet der 87-Jährige, „aber heute ist es einfach wunderbar, hier zu wohnen.“ Und drückt damit am treffendsten das Bullerbü-Gefühl aus.

Zur Siedlung Schmillerberg gehören vier Straßen

Ihren Namen Schmillerberg verdankt die Refrather Siedlung – so die Recherchen des Heimatforschers Hans Peter Müller – der Schmille, einem langhalmigen schmalen Gras, das früher auf dem 46 000 Quadratmeter großen Areal wuchs.

Als Träger der Siedlung fungierte damals die „Rheinische Heimstätte“ in Düsseldorf. Die örtliche Bauleitung hatte das Bauamt der zuständigen Stadt Bensberg. Die Bauarbeiten für die 51 Häuser erfolgten in fünf Bauabschnitten. Das Viertel umfasst die Straßen Auf dem Schmillerberg, Schmillengässchen, Siedlerstraße sowie einen Teil des Dr. Lautz-Wegs. Offiziell eingeweiht wurde die Siedlung am 12. September 1953.

Erst 1980 erhielten die Häuser einen Kanalanschluss. Die Straßen wurden noch später, erst in



Nachkriegsidylle: Drei Kinder vor einem Vorgarten der Straße Schmillengässchen.

den Jahren 1982/83 gepflastert. Vorausgegangen war ein Streit mit der Stadt, die die Siedler an den Kosten für den Straßenausbau beteiligen wollte. Doch laut Müller konnte dies abgewendet

werden. Denn viele Siedler konnten einen Straßenbauvertrag von 1957 vorlegen. Damals war geregelt worden, dass jeder Siedler mit 300 Mark seine Beteiligung als Anlieger endgültig

geleistet hat. Bei ihrem traditionell im Sommer stattfindenden Siedlerfest will die Siedlergemeinschaft am 6. Juli ihr 70-jähriges Bestehen auf dem Dorfplatz feiern. (ub)